

Jennifer Schneider

Skyler – Gefangen

Teil 2

Roman

Leseprobe

Informationen über die Autorin finden Sie hier:

www.jenny-schneider.de

Originalausgabe, Auflage 1

Copyright © 2018 by Jennifer Schneider

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigungen, auch auszugsweise, bedürfen der offiziellen Erlaubnis durch die Autorin.
Alle Personen, Orte und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden.

Kapitel 1

Ich sehe aus dem Fenster meiner Zelle. Die Nacht ist klar. Ein paar Sterne zeichnen sich am Horizont ab. In der Ferne heult ein Motor auf, während ich die Frischluft einatme. Drei Jahre sind seit dem schrecklichen Vorfall vergangen. Drei Jahre, vier Monate und zwölf Tage, um genau zu sein, seit ich in diesem engen Raum festsitze.

Eine unvorstellbar lange, harte Zeit. Eine Erfahrung, auf die ich gerne verzichtet hätte. An jedem einzelnen Tag spuken mir die Bilder der Tat durch den Kopf. Ich weiß nicht, wie es so weit kommen konnte. Noch immer nicht.

Ich blicke zu Scal, mit dem ich mir nach wie vor eine Zelle teile. Wir sind keine Freunde, werden wohl auch nie welche, schließlich hat er sich mit Tyson angefreundet, der weiterhin mit mir und den anderen im Gefängnis sitzt.

Jeden Tag laufen wir uns über den Weg, aber wir sprechen nicht. Zumindest nicht mit Worten, doch ich weiß, dass er mit mir kommuniziert. Ich sehe es an seinen Augen, die zunehmend bedrohlicher werden. Er führt etwas im Schilde, eine Sache, dessen Ausmaß ich nicht einschätzen kann.

Scal dreht sich auf die andere Seite und ich zucke zusammen. Ich bin schreckhafter als sonst, muss ständig auf der Hut sein. Dann höre ich Schritte und kurz darauf das Klimpern der Schlüssel. Es wird Zeit.

Eilig haste ich zu unserem Metallhochbett und klettere nach oben, wo ich jede Nacht liege und beinahe kein Auge zubekomme. Die Matratze ist hart und gleicht einem dünnen Stück Pappe, wie damals in der Gosse. Früher war ich frei, heute bin ich es nicht. Ich weiß nicht, was besser ist.

»Coleman!«, zischt es durchs Gitter unserer Zelle. Es ist Officer Stone. Ich habe ihn längst an seinem strammen Gang erkannt, doch ich reagiere nicht, tue, als ob ich schlafen würde.

Das Licht einer Taschenlampe blendet mich, dringt grell in den Raum vor und fordert mich dazu auf, zu antworten.

Scal dreht sich herum, gibt keinerlei Mucks von sich. Ob er wohl wach ist?

»Coleman!«, ertönt es wieder von dem Mann, der keine Gnade kennt. Jeder hier drinnen meidet ihn, so gut das in diesem dreckigen Loch eben möglich ist. Stone macht seinem Namen alle Ehre, denn er ist hart wie ein Stein und wenn man von ihm getroffen wird, erholt man sich nicht mehr so schnell.

»Ja?«, frage ich ängstlich und halte das Licht mit meiner Hand zurück, um überhaupt etwas sehen zu können.

»Aufstehen!«, herrscht er mich an.

Ich zucke zusammen, komme der Forderung aber augenblicklich nach. Noch niemals zuvor war ein Wärter in der Nacht hier und hat das verlangt. Es sei denn ...

»Perez!«, schreit der Mann und der Lichtkegel wandert nach unten zu Scal, der offenbar wirklich schläft.

Endlich erhasche ich einen Blick auf den Gang, wo sich zwei Gestalten hinter Stone auf tun. Ich kann sie in der Dunkelheit nicht richtig erkennen.

»Was?«, murmelt Scal vor sich hin und dreht sich herum.

»Perez! Aufstehen, na wird's bald!«, wird der Wärter immer ungeduldiger.

»Was ist denn los?«, fährt er hoch und blinzelt in die grelle Lampe des Officers.
»Mann, scheiße, was soll das?«

»Jetzt beweg deinen Arsch aus dem Bett!«, fordert Stone und lässt ihn mit seiner Taschenlampe dabei keine Sekunde aus den Augen.

Ich sehe die Wut in Scals Gesicht und obwohl ich weiß, dass er sich weigern will, fügt er sich und steht auf. Unsere Blicke treffen sich, ehe er sich neben mich stellt. Ich bin mir sicher, dass er mir insgeheim die Schuld zuschiebt, aber ich bin von der Aktion genauso überrascht wie er.

Stone zückt die Schlüssel und öffnet die Zelle.

»Rauskommen!«, fordert er.

Ich bin irritiert, gehe jedoch voran. Scal folgt mir.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, frage ich ängstlich, aber mein Zellennachbar schneidet mir das Wort ab.

»Ha! Wie cool!«, schreit er durch die hohen Flure. »Kommen wir etwa frei?« Er legt seinen Arm kumpelhaft auf Stones Schulter.

Dieser fackelt nicht lange, drückt ihn mit roher Gewalt gegen das Gitter.

»Fass mich nie wieder an!«, droht der Officer und leuchtet ihm mit der Lampe direkt ins Gesicht.

»Aua! Ja, schon verstanden!«, kommt es von Scal, der plötzlich so zahm ist wie selten zuvor.

»Stellt euch ans Gitter und haltet die Klappe!«, faucht Stone schließlich und ich mache, was mir befohlen wird.

Zwei Wachbeamte gehen mit Taschenlampen in unsere Zelle. Officer Ortega reißt meine obere Matratze hoch, während sich Wärter Mason an Scals unterer Betthälfte zu schaffen macht.

»Haha«, meint mein Zellennachbar, »ich hoffe, du hast alles gut versteckt, Coleman!« Er funkelt mich böswillig an.

Obwohl ich überhaupt nichts habe, was nicht erlaubt wäre, überkommt mich ein ungutes Gefühl. Officer Stone bemerkt es anscheinend.

»Das hoffe ich auch, Coleman!«, zischt er und leuchtet mich wieder an.

Ich erwidere kein Wort, weiß, dass man sich nur schuldig macht, wenn man sich in diesen Gemäuern rechtfertigt.

Die Männer nehmen alles auseinander. Sie werfen meine Zettel vom Tisch, schmeißen Scals Bettlaken durch den Raum. Sie machen vor unseren Schränken nicht halt, begutachten jedes einzelne Teil und werden schließlich in einem braunen Plastikbecher fündig. Unterhalb eines alten Kartenspiels zieht Mason ein kleines funkeln des Etwas hervor.

»Treffer!«, triumphiert er in Stones Richtung, während Ortega meinen Zellenbereich weiter auf den Kopf stellt.

»Wem gehört das?«, brüllt Stone uns an.

»Mir gehört das nicht!«, kreischt Scal.

»Das ist dein Kartenspiel! Dein Becher!«, schnauze ich zurück, will das nicht auf mir sitzen lassen.

Scal mustert mich, schweigt.

»Wenn es in deinen Sachen war, Perez, dann gehört es auch dir!«, entscheidet Stone und ich bin dankbar.

»Der Rest ist sauber«, sagen die beiden Männer, als sie unsere Zelle verlassen. Mason trägt mit seinem blauen Handschuh eine silberne Rasierklinge nach draußen. Ich bin schockiert, frage mich, wann Scal das hierhin befördert hat und wozu. Hat er es etwa auf mich abgesehen?

»Das ist nicht meins!«, protestiert Scal wieder. »Ich habe das noch niemals zuvor gesehen!« Die Männer glauben ihm nicht, schleifen ihn durch den langen Flur. Inzwischen bekommen immer mehr Insassen Wind von der Sache und stellen sich an die Gitter.

»Coleman!«, kreischt er aus der Ferne. »Das zahle ich dir heim!«

Ein eiskalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich weiß, dass er nur seinen Arsch retten will, doch mir ist auch klar, dass er unberechenbar ist.

»Coleman«, sagt Stone, der jetzt vor mir steht, »ich habe keine Ahnung, wie du es geschafft hast, aber wir kommen wieder.«

Er funkelt mich bedrohlich an, dann schiebt er mich, ohne eine Antwort abzuwarten, zurück in die Zelle und verriegelt sie. Er geht weg, während ich in dem Chaos zurückbleibe.

Ich bin schon viel zu lange hier, um nicht zu wissen, dass diese Aktion bis ins Detail geplant war. Irgendjemand versucht, mir etwas in die Schuhe zu schieben. Stone hat einen Hinweis bekommen. Zellendurchsuchungen mitten in der Nacht sind zwar nicht unüblich, aber noch niemals zuvor ist nur unsere Zelle gezielt durchleuchtet worden. Entweder ist jeder dran oder eben nur die Gefängniszelle, für die es einen Tipp gibt. Wenn jemand etwas Seltsames beobachtet hat oder sich einfach nur rächen will, verpfeifen einige Insassen die Mitgefangenen, um Zigaretten oder andere Dinge zu bekommen. Stone ist als skrupelloser Wärter bekannt, der für einen solchen Hinweis alles geben würde. Es ist eindeutig, dass er einen Tipp erhalten hat und so wie er reagiert hat, sollte mir diese Info wohl das Genick brechen.

Aber wieso haben sie die Rasierklinge dann bei Scal gefunden? Warum hat er sie mir nicht untergejubelt? Bei den Konsequenzen, die mir in einem solchen Fall drohen würden, zucke ich zusammen. Ich war noch niemals zuvor in Einzelhaft und möchte auch um nichts in der Welt dahin. Allein die Geschichten davon jagen mir Angst ein.

Vielleicht war es Absicht und Scal war involviert, aber aus welchem Grund sollte mein Zellennachbar riskieren, in Isolationshaft zu landen?

Ich sehe das Durcheinander in der Zelle, und versuche zu begreifen, was da gerade vor sich gegangen ist. In der Dunkelheit stehend fange ich an, die Sachen zurück an ihren Platz zu bringen. Ich nehme mir erst mein Kopfkissen und das Zettelchaos vor, dann widme ich mich Scals Zeug.

Eigentlich müsste ich ihm nicht helfen, wir sind keine Freunde und ich bin ihm nichts schuldig. Doch ich will, dass er mir glaubt, dass ich damit nix zu tun habe. Mit Scal ist nicht zu spaßen und deshalb muss ich die Sache klarstellen, sobald er zurück ist. Wenn er überhaupt zurückkommt.

Ich stocke.

Mir wird plötzlich klar, dass alle denken werden, dass ich Scal eine Rasierklinge untergejubelt habe – etwas, das im Gefängnis als Waffe gilt. Ich habe hier drinnen keine Freunde, wollte mir nie welche machen. Mir ist es wichtig, die Zeit so schnell wie möglich abzusetzen und hier rauszukommen. Ich möchte keinen Streit, keine Haftverlängerung. Ich will nur weg hier. Jeden einzelnen Tag.

Doch offenbar will genau das jemand verhindern und mich weiter in dieser Hölle schmoren lassen. Ich muss nicht lange überlegen, denn es gibt nur eine Person, die abgebrüht genug wäre, mir das anzutun. Tyson. Er weiß gewiss, dass ich in wenigen Monaten die Möglichkeit auf eine Anhörung und damit auf eine vorzeitige Haftentlassung hätte. Niemand sonst wäre so gerissen.

Ich begreife nicht, wieso Tyson die Rasierklinge Scal untergeschoben hat, und auch nicht, warum er mich nach all den Jahren nicht einfach in Ruhe lassen kann, doch ich bin mir sicher, dass seine Aktion mir gilt und dass er einen gewieften Plan verfolgt.

Mir wird so klar wie niemals zuvor, dass ich Tyson stoppen muss, wenn ich noch ein einziges Mal in meinem Leben ein freier Mann sein will. All die Zeit habe ich es vermieden, Tyson zu begegnen und mit ihm zu reden, doch jetzt sehe ich keine andere Chance mehr. Entweder er oder ich. Es gibt kein Entkommen.

Kapitel 2

Ein ohrenbetäubender Alarm beendet unsanft meinen Schlaf. Viel zu früh quäle ich mich aus dem Bett und kann mich gar nicht daran erinnern, eingeschlafen zu sein.

Ich sehe mich um. Die Zelle ist so sauber wie selten zuvor: Alle Zettel sind feinsäuberlich auf dem Tisch in der Ecke drapiert und der Holzstuhl mit den zahlreichen Ritzspuren steht davor. Durch die Gitterstäbe am Fenster dringt Licht in den kargen Raum und lässt ihn ein wenig freundlicher erscheinen.

Doch die Idylle trügt, denn die Sirenen heulen noch immer auf und nehmen dem morgendlichen Zauber seine Magie.

»Raus hier!«, herrscht mich Stone an, der, vermutlich, Feierabend machen will. Die Zellentüren sind bereits geöffnet, wie jeden Tag, wenn wir uns auf den Weg zur Kantine machen. Es gibt nur seltene Augenblicke, in denen wir so selbständig herumlaufen können. Eigentlich liebe ich genau diese Momente, weil ich endlich etwas anderes sehe, als die ewig gleichen Wände. Ich kann die übrigen Häftlinge beobachten, hier und da ein paar Worte loswerden und mich zumindest ein wenig freier bewegen. Heute wäre es mir allerdings lieber, auf das Frühstück zu verzichten.

Zwar lässt in unserer Zelle nichts mehr auf die gestrige Durchsuchung schließen, doch jeder, der an diesem Morgen daran vorbeigeht, macht sich ein genaues Bild von ihr. Neugierige Augenpaare mustern mich, durchbohren mich förmlich mit ihren Blicken.

Ich weiß, was alle denken und kann mir ausmalen, wie sie auf mich reagieren werden. Sie sind auf Scals Seite, nicht auf meiner. Am liebsten würde ich mich wieder umdrehen, aber dann rückt mir ein bekanntes Gesicht ins Blickfeld.

Die schwarzen Haare und das Tattoo auf seinem rechten Arm kenne ich nur allzu gut, denn ich selbst war dabei, als es gestochen wurde. Seither ziert ein Tribal ebenfalls meinen rechten Arm, etwas, das uns ewig zusammenschweißen wird – ganz gleich, wie sehr ich mich gegen diese Verbindung sträube. Die Vergangenheit kann ich nicht ungeschehen machen.

Tyson geht an der offenen Zellentür vorbei und mustert mich. Seine dunklen Augen blitzen belustigt auf und in dem Moment spüre ich einfach, dass er hinter der Aktion stecken muss. Ich kenne ihn viel zu gut, als dass er mir etwas vormachen könnte.

»Los!«, herrscht mich Stone an, der die Männer gen Kantine treibt, als ob wir eine Horde wildgewordener Tiere wären. Seine speckige Halbglatze glänzt in der Sonne und sein Kopf glüht wie gewöhnlich. Die Augen sind rot unterlaufen und er sieht gewiss nicht wie jemand aus, dem man nachts gerne alleine begegnet. Ich weiß zwar nicht warum, aber Stone schaut immer so wütend aus, als würde er bei uns seinen ganzen Frust herauslassen. Vermutlich hat er nichts außer diesen Job – und den macht er nicht mal gut.

Unter Tysons düsterem Blick springe ich vom Metallbett herunter und gehe auf die Gitterstäbe zu. Er lässt mich nicht aus den Augen und ich tue es ebenso wenig.

»Coleman!«, schreit Stone wieder. »Wenn du dich nicht augenblicklich bewegst, dann stecke ich dich in Iso-Haft!«

Das muss er mir nicht zweimal sagen und so eile ich auf den Flur hinaus, lasse mich durch die Masse in die Kantine befördern. Es ist laut, die Menge ist kaum zu bändigen und ich verliere Tyson im Getümmel.

Am Ende des langen Trakts öffnen sich die Türen zu einem riesigen Speisesaal, in dem Unmengen an Tischen und Stühlen stehen. Sicherheitshalber sind diese jedoch im Boden verankert, was aufgrund der vielen gewalttätigen Vorfälle die beste Lösung ist.

An der gegenüberliegenden Wand befindet sich die Essensausgabe. Wie jeder Häftling nehme ich mir ein Tablett vom Stapel und schiebe es auf der Ablage hinter den anderen her. Was es heute gibt, weiß ich nicht. Es ist mir auch egal, denn die Pampe schmeckt sowieso nicht.

Die Kelle taucht in eine schleimige Masse, dann landet der Klecks direkt auf meinem Teller. Haferbrei.

»Der Nächste!«, brüllt der Mann mit dem ausdruckslosen Blick. Ich kenne ihn nur vom Sehen, weiß seinen Namen jedoch nicht.

Eilig schiebe ich das Tablett weiter, kassiere eine Portion halb gefrorener Früchte, dann reicht man mir hartes Brot und einen Becher mit Wasser. Dazu gibt es das übliche Plastikbesteck.

Voll bepackt, drehe ich mich um und blicke in den prall gefüllten Saal. Die Männer sind unruhig, reden und lachen, feinden sich an oder machen Geschäfte. Es ist das reinste Chaos und trotzdem ist es meine einzige Ablenkung von der einsamen Zelle.

Eigentlich sitze ich immer abseits, will keinen Kontakt mit den anderen, manchmal plaudere ich jedoch mit ein paar halbwegs vernünftigen Insassen, die ich nur flüchtig kenne. Doch im Großen und Ganzen halte ich mich von dem Trubel fern, möchte einfach nur meine Zeit absitzen.

In diesem Moment wird mir bewusst, dass das heute nicht möglich sein wird. Alle Augen sind auf mich gerichtet, wie am allerersten Tag. Hinter vorgehaltener Hand wird getuschelt, dann folgen die böartigen Blicke.

Scal ist beliebt. Er ist schon lange hier, prahlt mit seinen berüchtigten Geschichten, von denen ich keine Einzige glaube. Für mich ist er nichts anderes als ein Mochtegern. Doch Fakt ist, dass er hinter Gittern sitzt, und das bestimmt nicht nur wegen Kleinscheiß. Und was noch schlimmer ist: Die Mitgefangenen schätzen ihn – wofür auch immer.

Ich versuche, mich zu beruhigen, gehe mit leicht zitterigen Schritten auf die Menge zu. Die Blicke wenden sich nicht von mir ab. Im Gegenteil: Es ist, als ob sich zunehmend mehr Menschen umdrehen. Und da, mitten im Gewühl, an einem Tisch, gut fünf Meter von mir entfernt, sehe ich meine einst besten Freunde: Tyson und Myles.

Tyson hat sich kaum verändert, weder optisch, noch charakterlich. Das ist mir heute Morgen deutlicher geworden, als je zuvor. Über Myles kann ich nicht viel sagen, denn er gehorcht Tyson weiterhin auf Schritt und Tritt, was ich nicht nachvollziehen kann.

Seine hagere Gestalt sieht in letzter Zeit blasser aus und mir kommt es vor, als wäre er schweigsamer als früher – wenn das überhaupt möglich ist.

Die beiden sitzen da, unterhalten sich, Tyson mehr, Myles weniger. Im Gegensatz zu mir haben sie sich integriert, sich Freunde gemacht. Ich hingegen fühle mich hier noch immer so fehl am Platz, wie zu Beginn meiner Haftstrafe.

Eine unermessliche Wut steigt in mir auf, als ich die zwei beobachte, sie lachen mit den anderen, scheinen beinahe glücklich zu sein. Dabei sind sie es gewesen, die mich in diese Sache reingezogen haben. Nur wegen ihnen sitze ich überhaupt erst hier. Eine Tatsache, die ich ihnen auch nach all den Jahren nicht verzeihen habe.

Plötzlich laufe ich wie ferngesteuert auf die beiden zu. Ich bin entschlossen wie nie zuvor. Es ist eine Ewigkeit her, dass ich mich mit den zweien unterhalten habe. Um genau zu sein, gehe ich ihnen, seit wir hier sind, aus dem Weg. Aber nicht heute. Es steht zu viel auf dem Spiel.

Myles dreht sich zu mir herum, bemerkt, wie ich aufgebracht auf die beiden zustürme. Seine Kinnlade fällt herunter, er ist offenbar überrascht. Und damit ist er nicht alleine, weil auch ich von meinem Verhalten verblüfft bin.

Sich von seiner Schockstarre erholend, stupst Myles Tyson an, doch es ist zu spät, denn ich stehe bereits neben ihnen.

Tyson ist so verwundert, mich zu sehen, dass er nicht cool bleiben kann. Für einen Moment zeigt Tyson mir seine verwundbare Seite, die ich seit unserer Kindheit nur selten zu Gesicht bekommen habe.

»Was sollte das?«, frage ich unvermittelt und direkt an ihn gerichtet. Er ist mir eine verdammte Antwort schuldig!

Myles sagt, wie immer, nichts, doch die mir unbekannt Typen wollen aufspringen, um ihren neuen Anführer zu verteidigen. Ich beachte sie gar nicht, fixiere nur Tyson. Mit einer Handbewegung bedeutet er den Kerlen, Platz zu nehmen, ehe diese etwas unternehmen können.

An seinem Blick erkenne ich, dass er sich fängt und die Fassung zurückerlangt. Das mir vertraute spöttische Grinsen leuchtet in seinen Augen auf.

»Hallo Skyler«, sagt er und betont meinen Namen dabei so sehr, als ob er ihn zum ersten Mal aussprechen würde. »Was kann ich für dich tun?«

Seine neu gewonnenen Freunde lachen und Tyson ist voll in seinem Element.

»Ich weiß, dass du dahintersteckst«, zische ich und mustere ihn eindringlich.

Plötzlich springt Tyson auf, schubst mich zurück. Mein Tablett rauscht zu Boden, aber ich kann mich gerade noch halten. Ein Raunen geht durch den Saal. Damit habe ich nicht gerechnet, und das sieht er mir an. Tyson grinst frecher denn je, dann verfinstert sich seine Miene wieder.

»Ich an deiner Stelle«, flüstert er seine Drohung kaum hörbar, »würde hier nicht so einen Aufstand machen!«

»Sonst was?«, keife ich ihn an.

Er sieht mich belustigt an, bleibt jedoch ruhig.

»Sonst findet man vielleicht noch mehr Rasierklingen in deiner Zelle.«

Die Worte kommen kaum hörbar über seine Lippen, treffen aber genau ins Schwarze. Tyson war es. Ich wusste es.

Jeder Muskel in mir spannt sich an und mein Herz beginnt vor Wut zu rasen. Das kann er nicht wirklich getan haben!

Er grinst mich wieder frech an und dann passiert es. Mit einem Mal raste ich komplett aus und schubse Tyson zurück. Myles fängt ihn gerade so auf und seine neuen Untertanen springen auf, wollen ihn verteidigen. Doch sie kommen zu spät. Ich drücke Tyson bereits mit seinem Rücken auf den Tisch. Die Tablettts fallen herunter, Getränke laufen auf dem Boden aus. Die Aufmerksamkeit ist uns sicher.

Ich habe sein Oberteil fest im Griff, lehne mich so weit vor, wie es nur geht, und flüstere ihm zu.

»Tyson«, hauche ich, »wenn du mir meine Chance nimmst, bringe ich dich eigenhändig um.«

Ich sehe seine Angst, die hinter der Coolness zum Vorschein kommt. Damit hat er nicht gerechnet. Er ist eben feige wie eh und je.

Myles reißt mich zurück, zwei weitere Kerle werfen mich auf den Fußboden.

»Hey!«, ertönt es da von den Wärtern.

Einen Tritt in die Seite, dann einen Schlag in den Bauch. Ich zucke zusammen.

»Aufhören!«, ruft jemand und ein noch lauterer Alarm folgt, als der, der mich geweckt hat.

»Alle auf den Boden!«, kreischen die Männer und ich krümme mich unterdessen.

Es geht so schnell. Die Officers leeren den Saal, bringen die Gefangenen in ihre Zellen und bahnen sich ihren Weg zu uns. Sie jagen Myles und die anderen Kerle aus dem Raum. Nur Tyson und ich, wir bleiben zurück.

»Mitkommen!«, fordern die Wärter voller Wut und bald darauf sitzen wir im Büro des Direktors – mit Hand- und Fußfesseln sowie vier Wachbeamten im Nacken, die ihre Augenpaare nicht von uns lösen, als ob die größte Gefahr von uns ausgehen würde. Mein Tag hätte nicht schlechter anfangen können.

Eine grimmige Visage mustert uns. Gefängnisdirektor Lynch ist ein runder Mann mit grauem Haar und Brille. Seine Gesichtszüge sind so finster wie das Verlies, in das sie uns für diese Aktion stecken könnten. Ich schlucke beim bloßen Gedanken daran. Noch niemals zuvor bin ich in Isolationshaft gewesen und, um ehrlich zu sein, bin ich auch nicht scharf darauf.

»Coleman«, liest Lynch von einem Zettel ab, »erst gestern haben wir einen Tipp erhalten, dass bei Ihnen Waffen zu finden sind.«

Er sieht mich an.

Ich schweige, weiß, wie es aussieht, wenn man sich hier drinnen verteidigt. Wie ein Schuldeingeständnis.

Lynch begutachtet weitere Zettel. »Wie ich sehe«, kommentiert er seine Erkenntnisse, »kam Perez in Einzelhaft. Es sieht ganz so aus, als ob Sie sich an Price rächen wollten, weil Ihr Zellengenosse weggeschlossen wurde.«

Er starrt Tyson und mich an, dann schlägt er die Akte zu.

»Coleman, Price, Sie sind für das Chaos in der Kantine verantwortlich. Sie werden das in Ordnung bringen – und wenn es den ganzen Tag dauert. Hofgang ist gestrichen.«

Tyson will gerade zum Protest ansetzen, da fährt ihm Lynch über den Mund.

»Keine Widerworte«, brüllt er, »oder ich lasse Sie alle beide wegschließen!«

Seine Drohung trifft mich messerscharf. Das kann ich mir nicht leisten, nicht so kurz vor meiner Chance, endlich freizukommen. Ein solcher Eintrag würde all das, wofür ich gekämpft habe, mit nur einem einzigen Wimpernschlag zunichtemachen. Gehorsam blicke ich zu Boden und schweige.

Kurz darauf werden wir abgeführt. Ich bin so dankbar, dass auch Tyson keinen Mucks von sich gibt.

In der Kantine befehlen uns die Wärter, für Ordnung zu sorgen. Ich sehe die vielen Tablettts und Getränke, die vom Tisch gefallen sind, als ich Tyson nach hinten gestoßen habe. Doch auch sonst sieht der Saal chaotisch aus. Da alle den Raum fluchtartig verlassen mussten, liegt überall Müll herum.

Die Wärter geben uns einen Putzwagen, dann beobachten sie uns, während wir uns an die Arbeit machen. Ich atme tief durch, ehe ich die ersten Tablettts staple. Putzen ist mir tausendmal lieber, als in ein dreckiges Verlies gesteckt zu werden, zumal sich das nicht gut in meiner Akte machen würde. Ob die Auseinandersetzung mit Tyson wohl dokumentiert wird? Ich versuche nicht daran zu denken und beginne, heruntergefallene Pappbecher einzusammeln. Tyson tut es mir auf der gegenüberliegenden Seite des Raums gleich. Jeder von uns hat einen eigenen großen Müllsack, damit wir uns nicht in die Quere kommen. Die Wachbeamten stehen umher, passen darauf auf, dass wir uns nicht wieder an die Gurgel gehen.

Tisch für Tisch räumen wir die Kantine auf. An der Theke begegnen wir uns ab und an, mustern uns, dann wenden wir uns ab. Ich weiß, dass die Aktion noch lange nicht gegessen ist. Ich habe hier drinnen inzwischen mehr Feinde, als ich mir leisten kann. Und das alles so kurz vor meiner hoffentlich baldigen Entlassung. Das ist nicht nur ungünstig, sondern kann mein Vorhaben auch zum Kippen bringen. Doch daran will ich nicht denken, und so sorge ich weiterhin für Ordnung in der Kantine, wische jeden einzelnen Tisch und schrubbe den Boden.

Obwohl der Raum voller Beamte ist, fühle ich mich nicht gut aufgehoben. Tyson ist nicht zu trauen. Er kann jederzeit durchdrehen. Nach all dem, was er mir bisher angetan hat, kann ich nicht sicher sein, dass er mich in Ruhe lassen wird. Womöglich riskiert er die Iso-Haft, nur um mich zusammenzuschlagen.

Meine Gedanken kreisen und ich versuche mich trotz allem, auf die Aufgabe zu konzentrieren. Dauernd frage ich mich, woran Tyson gerade denkt. Ob er auch Angst vor einem Übergriff hat und nur so cool tut? Er schaut mich selten an, vermutlich spielt er wieder das Unschuldslamm, will nicht, dass ihn jemand für den Bösen hält.

Meine Wut steigt erneut an, ist kaum noch zu ertragen. Doch wie alles, was mich hinter Gittern stört, bleibt mir nichts anderes übrig, als damit klarzukommen. Es gibt keinen, mit dem ich reden kann, denn auch wenn mich die übrigen Häftlinge verstehen würden, kann ich niemandem trauen. Jeder Einzelne von ihnen hat die Macht, mir diesen furchtbaren Ort noch grauenvoller zu gestalten. Und wenn ich so darüber nachdenke, hat mein Ausraster vorhin vermutlich genau das bewirkt: Tyson wird jeden Hebel in Bewegung setzen, um meine frühzeitige Entlassung zu verhindern. Doch das darf ich keinesfalls zulassen, denn die Aussicht auf Freiheit ist alles, was mir geblieben ist. Ich habe nicht nur meine Freunde, sondern auch meine große Liebe verloren. Meine Familie wird mich nie wieder ansehen und sogar mein Studium, mein einziger Traum, ist geplatzt. Ich habe nichts mehr, bin ganz unten angekommen. Tyson darf mir nicht mein letztes Fünkchen Hoffnung nehmen und meine vorzeitige Freilassung gefährden. Das werde ich niemals zulassen – koste es, was es wolle.

Kapitel 3

Pünktlich zum Hofgang sind wir damit fertig, die Kantine auf Vordermann zu bringen. Alles blitzt und blinkt so sauber, wie vermutlich niemals zuvor, aber Direktor Lynch wäre nicht konsequent, würde er nicht darauf bestehen, dass wir drinnen bleiben. Also geht es nach getaner Arbeit zurück in unsere Zellen, was Tyson verhindern will. Schließlich ist Sonntag, was gleichbedeutend mit Freizeit ist.

Während zwei Wärter ihn den Gang entlangschleifen wollen, tritt und schlägt er um sich.

»Ich bin fertig, jetzt lasst mich gehen!«, schreit er.

»Willst du etwa in Einzelhaft?«, ruft einer der neuen Kollegen, die ich noch nicht beim Namen kenne.

Tyson schlägt weiter um sich, wenngleich er verstummt ist. Langsam bekomme ich den Eindruck, dass er nicht alleine kann. Der Gedanke an eine verlassene Zelle, während all seine Freunde draußen sind, nimmt ihn anscheinend schwer mit.

Mir geht es da ganz anders. Ohne Widerworte lasse ich mich von den zwei Männern zurück in meinen Bereich bringen. Dort habe ich meine Ruhe. Ich bin froh, Scal gleich nicht sehen zu müssen. Auf diese Begegnung freue ich mich ohnehin nicht. Was soll ich ihm auch sagen? Er wird mir ja doch nicht glauben.

Tyson und ich werden abgeführt, jeder für sich. Da sich seine Zelle den Gang weiter runter befindet, bin ich tatsächlich alleine. Nirgendwo ist eine Menschenseele – kein Wunder, denn sie haben Hofgang.

Den ganzen Tag verbringe ich in dem kahlen Raum. Manchmal sehe ich ein paar Mithäftlinge an meiner Zelle vorbeigehen, sie dürfen sich heute halbwegs frei bewegen. Manche grüßen mich, andere beäugen mich kritisch. Damit keiner mit mir redet, scheucht einer der neuen Wärter die Männer weg und so gehen sie wieder, während ich hierbleibe.

Offenbar meint Lynch es ganz schön ernst, wenn er sagt, dass der Hofgang gestrichen ist, denn auch zum Abendessen holt uns niemand. Mein Magen knurrt unaufhaltsam.

Ich höre Tyson über den Gang rufen.

»Hallo? Was ist mit dem Essen?«

Ich stelle mich ans Gitter, um die Wärter zu beobachten. Der Jüngste von ihnen wendet sich an Mason, der ihm gegenübersteht, doch dieser schüttelt den Kopf und da wird mir klar, dass wir heute kein Mahl zu erwarten haben. Wohlwissend, dass das nicht erlaubt ist, bleibt mir trotzdem keine andere Wahl. Wen würde das schon interessieren, wenn zwei Insassen auf ihr Abendessen verzichten müssten? Eben, niemanden.

Während Tyson weiter herumschreit, ziehe ich mich aufs Bett zurück und blicke aus dem kleinen Gitterfenster. Ich denke nach, so wie ich es immer tue. Es ist das Einzige,

was ich seit Jahren mache. Denken und warten. Wie ein ewiger Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Am nächsten Morgen bekomme ich eine neue Chance. Meine Zelle wird aufgeschlossen und ich darf mit den anderen frühstücken. Diesmal nehme ich mein Tablett entgegen, gucke zu Tyson und Myles herüber, die erneut zusammenhocken, als ob der gestrige Vorfall nur in meinem Kopf stattgefunden hätte. Sie lachen allerdings kaum, sind anscheinend mehr in ein Gespräch vertieft. Ob sie wohl auch etwas planen?

In diesem Moment schaut Tyson hoch, sieht mir direkt in die Augen. Sein Ausdruck ist hasserfüllt, und weil ich keinen Streit will, schaue ich weg, gebe nach.

Schnell suche ich den Raum ab, entdecke ein Plätzchen am hinteren Ende. Ohne groß zu überlegen, steuere ich darauf zu, spüre aber dennoch die Blicke der Insassen. Sie erwarten einen neuen Kampf, wissen, dass dies noch nicht geregelt ist. Doch ich möchte mir nichts anmerken lassen, schließlich geht es hierbei um meine Zukunft.

Ich setze mich hin, senke den Kopf und esse das harte Brot, das nur mit reichlich Wasser runtergespült werden kann. Mein Hunger ist so groß, dass ich es komplett aufesse, was selten vorkommt.

»Hey!«, zischt plötzlich eine Stimme vor mir. Ich sehe hoch, erkenne Khalil Jaramago, einen Mithäftling, der etwa mein Alter hat und den ich von flüchtigen Begegnungen kenne.

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzt er sich einfach hin. Ich esse weiter, beachte ihn jedoch nicht. Er tut es mir gleich.

Nach einigen Sekunden des Schweigens rückt er zu mir vor.

»Ey, Sky«, meint er, obwohl wir uns eigentlich mit Nachnamen anreden.

Ich bin irritiert.

Er lächelt, wohlwissend, dass es unüblich ist.

»Freunde nennen sich beim Vornamen«, fügt Khalil hinzu.

Ich nicke. »Was willst du, Khalil?«

Er grinst. »Ich habe mitbekommen, was zwischen dir und ...« Er sieht sich um.
»Price war.«

»Und?« Ich esse unbeeindruckt weiter.

»Und ich denke, du kannst mich gebrauchen.«

Jetzt grinse ich. »Danke, Khalil, aber ich komme schon alleine klar.«

Ich will gerade aufstehen, da legt er mir eine Hand aufs Armgelenk.

»Hör zu, Sky, ich kann dir wirklich helfen. Ich weiß mehr, als du dir vorstellen kannst.«

Ich bin neugierig, möchte jedoch auch nicht schwach wirken. Er kann mir praktisch alles erzählen. Hier drinnen darf ich einfach niemandem trauen, aber ohne Verbündete hat man es ebenso schwer. Ich zögere.

»Was weißt du?«

»Das kann ich dir hier nicht sagen«, flüstert er.

Ich entreiße mich seines Griffes.

»Dann werde ich deine Hilfe auch nicht brauchen.«

Ich bringe mein Tablett weg, doch Khalil folgt mir.

»Ich meine es ernst, Sky. Ich kann dir helfen, Price zu besiegen.«

»Und warum solltest du das tun?«

Ich drehe mich zu ihm herum, sehe, wie aufgeregt er ist.

»Weil ich mich an ihm rächen will.«

Seine dunklen Augen blitzen auf. Ich spüre, wie sehr er diese Rache braucht. Vielleicht kann er mir doch mehr helfen, als ich zunächst angenommen habe.

»Wir treffen uns heute Abend vorm Schuppen«, sage ich und lasse ihn wortlos stehen. Ich kann fast nicht glauben, dass ich das gerade wirklich laut ausgesprochen habe, aber irgendetwas sagt mir, dass er mir eine echte Hilfe sein könnte. Einen Versuch ist es immerhin wert.

»Du kannst auf mich zählen!«, ruft Khalil, der offenbar voller Euphorie ist.

Ohne ihm noch einen Blick zuzuwenden, schreite ich fort. In mir brodeln alles. Was, wenn Khalil recht hat? Was, wenn er mir helfen kann, endlich frei zu kommen? Ich versuche, meine aufkommende Hoffnung zu bremsen, denn ich habe gelernt, dass man besonders hart aufprallt, wenn die Erwartungen zu hoch sind. Und so gehe ich weiter, während die Gedanken in meinem Kopf einfach nicht mehr still sein können.

Es ist Montag, auch wenn das hier drinnen keine Rolle spielt. Eigentlich sieht jeder Tag gleich aus, nur am Wochenende haben wir frei. Das heißt, wir arbeiten nicht. Dadurch, dass ich mich mit Tyson angelegt habe, war mein Sonntag natürlich gestrichen. Eine Tatsache, die mich doppelt ärgert.

Heute geht es wieder an die Arbeit. Für mich bedeutet das, ich schnitze Holz, um genauer zu sein, bin ich in der Schreinerei tätig. Leider gibt es im Knast keine künstlerischen Jobs und sogar mein Studium musste ich erst mal auf Eis legen. Auch wenn mich diese Tatsache lange gestört hat, so bin ich inzwischen froh darüber. Jede Tätigkeit ist besser als keine, denn die Ablenkung ist das Einzige, was ich habe.

Ortega ist der Officer, der für uns zuständig ist. Nach der Zellendurchsuchung ist es das erste Mal, das ich ihn wiedersehe, doch so wie er sich verhält, stört ihn die Aktion anscheinend gar nicht mehr. Vermutlich hat er schon ganz andere Sachen gesehen. Ortega ist um die Vierzig und trägt seinen Bart rund um den Mund, einen sogenannten Henriquate, wie Scal immer abfällig sagt, als wäre es der schlimmste aller Bartstyles. Obwohl ich nahezu täglich mit ihm zu tun habe, weiß ich fast nichts über ihn. Er redet wenig, interessiert sich kaum. Ich glaube nicht, dass ihm der Job sonderlich viel Spaß macht. Aber das spielt keine Rolle, denn solange er da ist, gibt es Arbeit für mich, und das bedeutet, ich kann etwas machen, das ich mit meinen eigenen Händen erschaffe.

In der Schreinerei stehen zahlreiche Werkbänke herum, an denen wir arbeiten können. Sie sind aufgereiht, sodass der Aufseher einen besseren Überblick über uns behalten kann. Auf der rechten Seite, wo mein Platz ist, befinden sich ein Dutzend Schließchränke, auf der linken Hälfte erstreckt sich eine Werkzeugausgabe, an die Ortegas Tisch angrenzt. Vor und hinter uns tun sich zwei große Doppeltüren auf, die bei der Arbeit fest verschlossen sind. Wer hier durch will, wird meist kontrolliert.

»Los geht's«, meint Ortega, während er uns mit müdem Blick mustert. Ihm ist es egal, ob wir heute etwas schaffen oder nicht, das ist es ihm immer. Und deshalb wendet er sich auch kurz darauf ab, stellt sich vor die Werkbänke und sieht durch die Reihen. Nach wenigen Minuten ist er bereits in ein Magazin vertieft. Ich bezweifle, dass er das darf und seinen Job richtig macht, aber mir soll es recht sein. Jeder desinteressierte Beamte ist besser als ein gewaltbereiter Officer, so wie Stone einer ist.

Ich widme mich meinem Stück Holz. Wir fertigen gerade neue Möbel für die Gefängnisküche an, in der Myles arbeitet. Diesmal ist er getrennt von Tyson, da dieser bei den Gartenarbeitern untergekommen ist. Aussuchen können wir uns hier nichts. Trotzdem bin ich recht zufrieden mit meinem Job.

Eigentlich entwerfe ich eine Küchentheke, aber immer, wenn niemand hinsieht, schnitze ich an einem Abfallstück herum. Es ist so ziemlich der einzige Moment, in dem ich meine Kunst ausleben kann. Das Holzstück ist äußerst abstrakt, folgt keiner klaren Linie. Wilde Muster sind darauf zu erkennen. Ich weiß selbst nicht genau, was ich damit bezwecke, aber es lenkt mich für ein paar Minuten von dem Ort ab, an dem ich gefangen bin.

Wie ich, sind auch die anderen mit Dingen beschäftigt, die nicht hauptsächlich mit unserer Arbeit zu tun haben. Einige sammeln Gegenstände, lassen sie mitgehen. Das fällt zwar oftmals auf, schließlich werden wir regelmäßig kontrolliert, aber manche von ihnen haben eine ganz gute Technik entwickelt, was unter Ortegas Aufsicht sicherlich nicht schwer ist. Ich halte mich aus solchen Angelegenheiten raus, weiß, welche harten Strafen bei einem Verstoß drohen.

Nach gut einer Stunde dreht Ortega seine übliche Runde. Er schaut uns über die Schulter und hilft uns bei der Fertigung – zumindest so gut es geht, denn es ist kein Geheimnis, dass auch er keinen blassen Schimmer davon hat, was wir hier genau machen. Er kommt nicht vom Fach und Lynch würde einen Teufel tun, einen Experten zu engagieren. Das kostet nur unnötig Geld und dass er einsparen muss, wo er nur kann, ist allseits bekannt.

Bevor Ortega meinen Arbeitsplatz erreicht hat, habe ich die Kunstschnitzerei versteckt, wobei ich mir fast sicher bin, dass ihm nicht mal auffallen würde, dass es nicht dazugehört.

»Wie lange brauchst du noch?«, will er wissen.

Ich sehe mir meinen Fortschritt an. Die Küchentheke ist beinahe komplett, kein Wunder, schließlich arbeite ich schon einige Wochen daran – na ja, mehr oder weniger.

»Ist bald fertig«, antworte ich.

»Gut«, meint er und nickt.

Ortega setzt sich wieder in Bewegung, geht nach vorne.

»Die meisten von euch sind schon fast fertig«, sagt er in einem solch gelangweilten Tonfall, dass ihm mit Sicherheit nur die Hälfte zuhört. »Ich will am Ende des Tages Ergebnisse sehen.«

Hier und da wird protestiert, obwohl es Ortegas regelmäßige Vorgehensweise ist. Erst sagt er wochenlang nichts, dann ist plötzlich Abgabe.

»Wie sollen wir das denn schaffen?«, murrte eine Gruppe am anderen Ende.

»Haltet euch ran«, ist die müde Antwort, ehe er sich seinem Smartphone widmet. Wie gerne würde ich wissen, was er gerade macht. Ob es etwas Neues in der Welt gibt? Da draußen ist sicherlich Unzähliges passiert, was ich verpasst habe. Wenn ich allein an die verlorene Zeit denke, wird mir wieder schwer ums Herz.

Meine einzige Ablenkung sind die Bretter vor mir, denen ich mich mit Eifer widme. Ich schnitze und feile, säge und hämmere, bis Ortega die Mittagspause einläutet. Nach der üblichen Kontrolle landet ein Gruppenmitglied in Einzelhaft. Offenbar hat er versucht, einige Nägel mitgehen zu lassen. Wir erhalten eine Standpauke, die ich schon auswendig kenne, dann werden wir auf die Kantine losgelassen, in der ich mich endlich zurückziehen kann.

Ich esse alleine, beobachte die anderen. Tyson sitzt wieder bei seinen neuen Freunden, Myles ist anscheinend noch in der Küche beschäftigt. Da sehe ich Dee-Kay, der mit seinem Tablett auf Tyson zusteuert und ebenfalls Platz nimmt. Ich behalte meine Feinde gerne im Auge.

Nach dem Mittagessen stellen wir die letzten Teile her. Ich schließe meine Arbeit pünktlich zum Feierabend ab. Ortega sieht sich die Küchentheke an, nickt und geht weiter. Die meisten sind fertig geworden, andere werden ermahnt.

»Morgen wird alles abgeschlossen und montiert«, sagt er und heuchelt dabei nicht mal das geringste Interesse vor.

Wir dürfen gehen und nach der routinemäßigen Kontrolle rückt niemand mehr ins Visier. Das war durch die Aktion heute Mittag auch nicht zu erwarten, aber Spinner gibt es immer.

Ich habe Hofgang. Endlich. Nach vierundzwanzig Stunden ohne Frischluft fühlen sich die dicken Betonwände nur noch grausamer an.

Ich atme die Luft ein, wieder und wieder, als ob ich den Tank füllen und die verlorene Zeit nachholen könnte. Es kam bisher nie vor, dass ich Hofgangssperre gehabt habe, und erst jetzt merke ich, was für eine harte Strafe das ist. Ich denke an mein Leben auf der Straße zurück, an die vielen Nächte, in denen ich mir ein Zuhause gewünscht habe. Langsam weiß ich nicht, was schwieriger zu ertragen ist. Auf der einen Seite habe ich hier ein Dach über dem Kopf und warme Mahlzeiten dazu, auf der anderen Seite bin ich kein freier Mann mehr. Doch eine Gemeinsamkeit gibt es: Feinde lauern überall.

Mit vorsichtigen Schritten gehe ich auf die Wiese, oder das Stück, was davon übrig geblieben ist. Die hohen Betonmauern samt Stacheldraht zäunen meinen winzigen Fetzen an Freiheit ein.

Ich laufe meine übliche Runde am Gefängnisgebäude entlang. Die Bewegung fehlt mir und hier hole ich sie nach. Niemand sieht es gerne, wenn wir rennen, weshalb mir nur der Spaziergang bleibt. Wind weht mir ins Gesicht und ich schließe die Augen. Wenn ich sie zumache, fühle ich mich frei und kann mich an jeden beliebigen Ort wünschen. Nur, und nur dann, ist dieser Ort halbwegs erträglich.

Doch die Zeit ist zu kurz, der Hofgang dauert gerade einmal eine Stunde. Danach geht es schon wieder nach drinnen, ab in unsere Zelle. Aber daran will ich nicht denken. Jedes Mal versuche ich, mich weniger darauf zu konzentrieren, was gleich noch kommt. Ich bemühe mich, den Augenblick zu genießen, die paar Minuten, die ich habe. Manchmal gelingt es mir mehr, an anderen Tagen nicht. Heute fühle ich mich jedoch besonders frei, denn mein letzter Hofgang liegt gefühlte Jahre zurück.

»Pst«, zischt mich jemand von der Seite an und ich werde unsanft ins Hier und Jetzt befördert. Ich drehe mich um, sehe Khalil, der an der Wand lehnt. Eigentlich wollte ich zunächst meine gewohnte Runde machen und mich dann mit ihm treffen, aber Khalil kann es kaum noch erwarten, und so breche ich mit einer jahrelangen Tradition. Nach meiner ersten Ausgangssperre ein weiteres untypisches Ereignis, doch das spielt nun auch keine Rolle mehr und so gehe ich zu ihm herüber.

»Wollten wir uns nicht am Schuppen treffen?«, frage ich ihn.

Es ist, als ob er durch mich hindurchsehen würde.

»Ich habe auf dich gewartet«, geht er der Frage aus dem Weg.

Ich werde misstrauisch. Immerhin kenne ich Khalil nur vom Sehen. Ich weiß nichts über ihn, außer, was man hier und da mal aufschnappt. Ich versuche, mich daran zu erinnern, was die Leute über ihn sagen, doch es gelingt mir nicht. Offenbar zählt Khalil zu den wenigen hier drinnen, über die kaum jemand ein Wort verliert. Ob das ein gutes Zeichen ist?

»Hier bin ich«, kürze ich die Unterhaltung ab.

Er stößt sich mit dem Bein von der Wand ab.

»Sehr gut«, murmelt er, sieht sich um und bedeutet mir, ihm zu folgen. Auch ich blicke mich um, und weil ich es nicht besser weiß, gehe ich ihm nach.

Wir laufen geradewegs auf den Schuppen zu, unserem vereinbarten Treffpunkt. Ich bin nervös, frage mich, was Khalil mir zu sagen hat. Es mag sein, dass andere dauernd Deals schließen, doch ich gehöre nicht dazu. Wenn ich kann, halte ich mich aus allem raus. Aber dieses Mal geht es nicht, denn ich muss einfach wissen, was er mir mitzuteilen hat. Vielleicht finde ich so einen Weg, Tyson davon abzubringen, mir das Leben zur Hölle zu machen. Es ist meine einzige Chance, frühzeitig entlassen zu werden.

Khalil wirkt ebenfalls nervös. Er reibt sich die Hände, als ob ihm kalt wäre, dabei scheint die Sonne – zumindest, wenn die Wolken sie nicht gerade verdecken, und es ist angenehm warm.

Sein kinnlanges schwarzes Kraushaar hat er zu einem Zopf gebunden. Er hat einen südländischen Touch, aber ich weiß nicht, woher er stammt. Seinem Vornamen nach zu urteilen, könnte es etwas Arabisches sein, wobei sein Nachname Spanisch geprägt ist. Ich mustere ihn so eindringlich wie niemals zuvor, kann seine Abstammung jedoch keineswegs einschätzen. Es spielt auch eigentlich keine Rolle, obwohl es im Knast so einige Gruppierungen gibt, bei denen die Herkunft sehr wohl von großer Bedeutung ist. Entweder du hast die richtige Hautfarbe oder du gehörst eben nicht dazu. Da ich mich aber ohnehin an keine Regeln halte und immer außen vor bin, wird sich niemand dafür interessieren, mit wem ich mich abgebe, und ich gebe sowieso nichts auf solche Gruppen, die sich ausschließlich nach ihrer Herkunft definieren.

Seine beinahe schwarzen Augen suchen den Hof ab, ein meterhoch eingezäuntes Gebiet mit Stacheldrahtzaun, einer Menge Wachpersonal und krimineller Männer. Ich schaue mich um, versuche, seinem Blick zu folgen, doch dann bricht er sein Schweigen.

»Hör zu«, beginnt er, und reibt sich noch immer die Hände. »Price.«

»Tyson«, sage ich, weil ich ihn niemals beim Nachnamen nenne, und sonst nur an seinen Bruder denken muss. Prince Price – was für ein bescheuerter Name. Doch beim bloßen Gedanken an ihn läuft es mir eiskalt den Rücken herunter. Er wartet da draußen auf mich. Ob er es nach all den Jahren vielleicht vergessen hat? Wohl kaum. Tyson wird ihn auf mich ansetzen, sobald ich von hier verschwunden bin. Darüber grübele ich Tag und Nacht nach, wohlwissend, dass ich vom Regen in die Traufe komme.

»Tyson. Price. Von mir aus«, fügt Khalil hektisch hinzu. Er sieht sich erneut um. Langsam werde ich unruhig. Ob er wohl auf jemanden wartet?

»Was ist mit ihm?«, frage ich, um ihn wieder auf unser Gespräch zu lenken.

Er dreht sich abrupt zu mir um.

»Ähm ...«, nuschelt er, was mich nur neugieriger macht.

»Was ist denn los?«, unterbreche ich ihn. »Ich dachte, du wolltest mir etwas sagen. War es heute Morgen nicht noch mega wichtig?«

Er druckst herum.

»Verstehe«, meine ich. »Du willst mich veralbern.«

Wütend, aber dankbar, es rechtzeitig bemerkt zu haben, drehe ich mich weg und gehe ein paar Schritte. Da kommt Khalil mir hinterher.

»Warte, Sky«, zischt er unruhig. »Es geht nicht. Wir werden beobachtet.«

Ich will mich umdrehen, doch er hält mich fest.

»Nicht«, sagt er. »Price ...«

»Tyson!«, korrigiere ich wütend.

»Tyson, meinetwegen.« Er sieht über meine Schulter hinweg, schaut nervös zu mir. »Er weiß, dass wir einen Deal machen.«

»Ich mache hier einen Scheiß mit dir, wenn du nicht mal langsam ...«

»Pst.« Er blickt nochmals hinter mich.

»Was?« Ich bin endgültig genervt.

Plötzlich rennt Khalil weg, und in diesem Moment ertönt der laute Gong. Unser Hofgang ist vorüber.

Schnell drehe ich mich um, will wissen, was Khalil gesehen hat. Doch ich starre nur in die Masse, die sich allmählich in Richtung der Gefängnistüren bewegt.

Ob Tyson uns wirklich beobachtet hat, ist schwer zu sagen. Es kann sein, dass er dort stand, es ist aber ebenso möglich, dass Khalil völlig durchgeknallt ist. Langsam befürchte ich, er ist mir keine Hilfe. Was habe ich mir auch nur dabei gedacht? Nach all den Jahren sollte ich es besser wissen. Hinter Gittern kann ich niemandem trauen. Hier bin ich auf mich alleine gestellt. Warum muss ich nur immer so neugierig sein und mir Hoffnungen auf etwas machen, das niemals eintreten wird? Wenn das so weitergeht, werde ich hier drinnen noch zugrunde gehen. Aber das darf ich nicht zulassen, nicht, nach allem, was passiert ist.

Ich atme tief durch, dann bewege ich mich langsam in Richtung Gebäude. Was auch immer Tyson geplant hat: Ich werde die Sache wieder alleine regeln müssen.

Du willst wissen, wie es weitergeht?

Hier geht es zum Shop: <https://www.amazon.de/dp/B07GTM26LY>